In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 234 | **Posen, den 11. Oktober 1929** | **3. Jahrg.**



27. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Ja, das war damals, gegen die jetzige gemessen, eine schöne Zeit," stellte er mit einem kleinen melancholischen Seufzer fest.

Dieser Seufzer aber verhieß vollstes Verständnis und denkbar möglichstes Entgegenkommen für sämtliche, nur irgend erfüllbare Wünsche.

Nunmehr begann Krumbholz mit seinen Enthüllungen. Er zeichnete Kerst, wie er vor seiner Vergnügungsreise und der sich daran anschließenden Krankheit gewesen. Das Bild gelang ausgezeichnet. Es war das eines vornehmen Lebemannes aus bester Familie, der zwar zu genießen verstand — — aber trotz mancher nicht zu billigenden Auswirkungen, stets der liebenswürdige, untadelige Ehrenmann blieb ... eben bis ...

„Das heißt ...", und nun geriet P. A. Krumbholz ins Stottern. „Unehrenhaftes habe er sich auch nach dem Wiedereintritt in die alte Beschäftigung und in seine Familie, denn er sei mit seiner einzigen Tochter verlobt, niemals zuschulden kommen lassen. Nur anders sei er gewesen, als bis dahin. Völlig gewandelt. Kein Lebemann mehr. Sondern ein Fanatiker der Arbeit. Im Privatleben etwas zerstreut und nervös. Dem Sport — bis zu der schon erwähnten Reise oft genug eine Quelle des Aergers für ihn — Krumbholz — jetzt plötzlich durchaus abwendig. Scheinbar auch unempfänglich für die bis dato fleißig und nicht immer billig gesuchten und gefundenen kleinen und großen, scherzhaften und besseren Liaisons. Kurz: Lediglich das Aeußere sei das alte geblieben, bis ... Und nun wurde Krumbholz wärmer und beredter.

Sanitätsrat Schmolz, der bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, tat eine Zwischenfrage:

„Sie erwähnten zu Eingang Ihrer Information, daß er während dieser Reise nach dem Süden mit dem Abstecher nach Monte Carlo, kein einziges Mal an Ihr Fräulein Tochter — seine Braut — geschrieben habe. Wie lange währte diese Reise?"

„Ungefähr achtzehn Tage."

„Pflegte sonst bei Trennungen der schriftliche Verkehr zwischen dem Brautpaar ein reger zu sein?"

„Mit Bestimmtheit vermag ich darüber keine Auskunft zu geben. Eins weiß ich jedoch mit Sicherheit. Als er vor Jahresfrist sich für kurze Zeit von Berlin entfernen mußte, trafen mehrere Karten für meine Tochter sowohl als auch für mich ein."

„Waren — Sie müssen schon verzeihen, wenn ich scheinbar indiskret werde — irgendwelche Anläße vorhanden, welche sein Nichtschreiben begreiflich machten?"

„Nein. Ich wenigstens habe sie nicht bemerkt. — — Trotzdem er also schwieg, schrieb ich einmal an ihn. Gezwungenerweise."

„Durch einen Grund veranlaßt, der uns hier interessieren könnte?"

„Das überlasse ich Ihrem Urteil, Herr Sanitätsrat. Seine eleganten Abenteuer hatten mich, besonders in letzter Zeit, ziemlich viel gekostet. Meine Firma mußte gerade eine jener gefährlichen Krisen durchmachen, die ja wohl kaum einer erspart geblieben sind. Von seinem Abstecher in die Spielhölle — den ich mir ausdrücklich wegen übler Erfahrungen verboten hatte — erfuhr ich nicht durch ihn selbst, wie ich das wohl hätte erwarten dürfen, sondern durch Bekannte."

„Drohten Sie ihm vielleicht in diesem von mir absolut verstandenen Brief, verehrter Herr Krumbholz?"

„Nein ... denn ich glaube, die Mitteilung darin, daß ich fortab für keine weiteren Begleichungen der bisherigen Art zu haben sei, kann als Drohung nicht angesehen werden. Wir, Baron Kerst und ich, standen uns trotz dieser Kleinigkeiten im allgemeinen gut. Ich schätzte auch wiederum die Leichtigkeit seiner Auffassung, eine erstaunliche Gewandtheit zu verhandeln und nebenbei noch mancherlei, das hier nicht von Wichtigkeit ist."

„Hm, und wie war sonst der Verkehr des Brautpaares untereinander — die innerliche Stellung — zueinander?"

„Kennen Sie unsere moderne Jugend anders als vom Aeußerlichen, Herr Sanitätsrat?"

„Das kann ich wohl bejahen ..."

„Da werden Sie wissen, daß die Braut von einst und jetzt grundverschiedene Dinge sind ... Und der Bräutigam ... als natürliche Folge — gleichfalls."

„Danke ... ich weiß Bescheid. — Und dann kam der Baron eines Tages zurück und war von Grund auf ... verwandelt?"

„So schnell ging das nicht. Erst nach Wochen erfuhren wir, daß er längst wieder in Berlin weilte."

„Wie, bitte? Das verstehe ich nicht. Sie erfuhren nur und sahen ihn nicht selbst, auch Ihre Tochter blieb weiter unbenachrichtigt?"

„Das hatte aber seinen, später voll entschuldigend wirkenden Grund. Er wurde in dem Auto, das ihm vom Anhalter Bahnhof in seine Junggesellenwohnung bringen sollte, ohnmächtig und vom Chauffeur in die Medizinische Klinik gebracht, wo eine schwere Depression und ein völliger Nervenzusammenbruch festgestellt wurden."

„Und von dort meldete man Ihnen dann auf Wunsch des sich langsam Erholenden endlich alles?!"

„Nein ... so war es nicht, Herr Sanitätsrat. Aber so wäre es natürlich und normal gewesen. Erst nach drei Wochen hörten wir davon."

„Aha ... also erst, nachdem er gesundet zurückkehrte. Nicht gerade das Uebliche, wenn der Patient eben früher zu einer Benachrichtigung imstande war. Und das müssen wir in diesem Fall doch wohl als sicher annehmen. Ob diese bodenlose Rücksichtslosigkeit indessen schon als „krank" angesprochen werden darf, ist zum mindesten sehr zweifelhaft."

P. A. Krumbholz büßte etwas von seiner bis dahin gezeigten Ruhe und Sachlichkeit ein, als er fortfuhr:

„Nicht er, sondern meine Stieftochter — und auch erst, als er bereits entlassen war — — teilte mir das Nötigste mit. Sie leistete in der Klinik ihre Jahre als Medizinal-Praktikantin und hatte ihn mit Krankheitsgeschichte und sonstigen Zimt — verzeihen Sie, Herr Sanitätsrat — ärztlich zu betreuen."

„Diese beiden — Ihr Herr Schwiegersohn und Ihre Stieftochter scheinen sich demnach recht nahe zu stehen?"

„Bis zu dieser Geschichte hätte ich das Gegenteil glatt behauptet. Sie waren sich solange eher aus dem Wege gegangen."

„So müssen wir wohl annehmen, daß sie sich durch diese Zeit nahe gekommen sind. An Gelegenheit dazu wird es nicht gefehlt haben."

„Sie sagen das mit einer Selbstverständlichkeit, Herr Sanitätsrat."

„Zu der ich mich auf Grund von mancherlei in anderen Krankenhäusern gesammelten Erfahrungen für berechtigt halte. Ohne Sie, verehrter Herr Krumbholz, irgendwie zur Eile drängen zu wollen, darf ich jetzt wohl um weitere Darstellung bitten. Der Fall interessiert mich ungemein."

„Als Kerst dann am nächsten Morgen nach seiner Entlassung bei mir im Büro erschien, stellte ich bald fest, daß er — wie ich schon ausführte — von Grund aus verändert war."

„Standen Sie mit dieser Ansicht vereinzelt da, oder wurde sie auch von Ihrer übrigen Familie — insbesondere von der Braut — geteilt?"

„Meine Tochter war gerade als Begleitung meiner zur Kur in Wiesbaden weilenden Frau abwesend. Meine Frau erlag dort einem Herzschlag. Erst danach sah sich das Brautpaar in Berlin wieder."

Der Arzt unterdrückte die Bekundung seines Beileids. Dieser Mann schien ihm dessen nicht gerade bedürftig zu sein.

„Und welchen Eindruck hatten Sie nunmehr von den beiden Wiedervereinten?"

Krumbholz senkte den Blick zu Boden. Mit halber Stimme holte er eine vergessene Kleinigkeit nach:

„Vorher — noch ehe an den Tod meiner Frau gedacht werden konnte, hatte ich eine Auseinandersetzung mit meinem zukünftigen Schwiegersohn wegen seiner Heirat."

„Er sollte sich natürlich erst bewähren, ehe Sie sie erlaubten."

„Das Gegenteil, Herr Sanitätsrat. Sein Verhalten in bezug auf meine Tochter war, seitdem er wieder da, sehr merkwürdig. Er sprach nie freiwillig von ihr. Er hatte mir früher — nach einer besonderen Gelegenheit . . . sein Wort gegeben, daß er meine Tochter auch heiraten werde. Sein Verhalten zwang mich, ihn daran zu erinnern."

„Sooo! Danach hat sich alsdann der Abschluß, der Sie zu mir führt, sehr schnell abgespielt?"

„Wenn Sie es so nehmen wollen . . . ja! Mir bedeuteten diese letzten vier Tage allerdings eine Ewigkeit . . . Eines Morgens blieb er nämlich unserm gemeinsamen Büro — dem sogenannten Chefbüro — fern. Was ich auch aufwandte, ihn zu entdecken, schlug fehl. Auch in seiner inzwischen nach dem Lietzenseeufer, Charlottenburg, verlegten Wohnung war er seit vier Tagen nicht gewesen. Gerade wollte ich die Polizei benachrichtigen . . . als er mich heute morgen an der alten Arbeitsstätte erwartete. Aeußerlich verändert, wie ich das in den paar Tagen nie für möglich gehalten . . . Noch ehe er mich mit der wahnwitzigen Geschichte bekanntgemacht, hatte ich die starke Empfindung, als habe ich es zum mindesten mit einem geistig Benommenen zu tun. Sehr knapp berichtete er mir das Folgende: „Er sei in Monte Carlo beim Betreten des Vorraumes im Kasino von drei dort Anwesenden, ihm bis dahin Unbekannten, als Baron Kerst angesprochen und habe aus dieser von ihm nicht wiederlegten, irrigen Annahme eine frappierende Aehnlichkeit mit diesem ihm gleichfalls fremden Baron als erwiesen annehmen müssen. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung habe er denn auch erfahren, daß sein Doppelgänger leichtsinnig genug sei, die vor kurzer Zeit im Spiel gewonnene, erhebliche Summe immer noch mit sich herumzutragen, dem Rat zuwider, sie im Hotel de Paris, wo er auf Nummer 76 wohnte, in Verwahrung zu geben. — Er selbst sei erst in Monte Carlo angekommen, weil er — zuvor von seiner Bank abgebaut und von dem plötzlichen Hinscheiden eines Freundes, für den er gebürgt, in Verzweiflung geraten — seine Kur nach einer schweren Grippe damit unterbrechend, sein Glück im Spiel — als einzigen Ausweg — dort versuchen wollte. Eine andere Möglichkeit, diese Bürgschaft zu erfüllen, habe er nicht gehabt. Schließlich aber sei er diesem unheimlichen Gespräch doch entflohen, und zwar in die ihm von früher her vertrauten Gänge des Parkes. Hier sei er umhergeirrt, bis er an die Stelle gekommen, an der sich soeben . . . sein Doppelgänger erschossen habe. Was nun geschehen, habe er unter der Einwirkung eines ihm jetzt selbst rätselhaften Zwanges tun müssen. Er habe mit dem noch nicht vollends erstarrten Toten die Kleidung, Papiere, Börse und Schmuck ausgetauscht und damit habe er seine eigene Barschaft — immerhin noch einige hundert Mark — jenem zugesteckt. Er selbst habe bis zu dieser Tat oder Untat Friedrich Laßberg geheißen. Dieser Friedrich Laßberg sei jetzt durch den Tausch tot und begraben. Er selbst aber, der den Namen des Baron von Kerst mit dessen sämtlichen Ausweisen gestohlen, müsse fortan als Namenloser durch das Leben gehen. Diesen Diebstahl könne und wolle er nicht länger tragen. Denn eines andern sei er nicht schuldig geworden."

„Hat er auch noch andere Schlüsse daraus gezogen, daß er nun nicht mehr Baron von Kerst zu sein braucht, Herr Krumbholz?"

„Darf ich nun auch mal eine Zwischenfrage tun, Herr Sanitätsrat? Denken Sie an etwas . . . Bestimmtes und wenn ja, bitte, woran?"

Ohne zu zögern gab der Arzt die erbetene Erklärung.

„Ich folgere, daß er Ihnen — war er niemals Baron von Kerst, sondern stets Friedrich Laßberg, auch bezüglich Ihres Fräulein Tochter kein ehrenwörtliches Versprechen abgegeben haben will . . ."

P. A. Krumbholz' Hochachtung vor der Scharfsichtigkeit dieses Arztes wuchs. Sein Vertrauen, sonst schwer zu gewinnen und noch schwerer zu erhalten, verankerte sich in aufrichtiger Bewunderung.

„Sie haben richtig gefolgert, Herr Sanitätsrat. Fast wörtlich hat er mir das ausgesprochen."

Doktor Schmolz schob jetzt vor die bewegliche Mimik seines feinen, klugen Gesichts die Maske korrekter, ausdrucksloser Starrheit. Ohne das Geringste auf den Krumbholzschen Ausruf zu antworten, fuhr er sachlich und dennoch voller Teilnahme fort:

„Selbstverständlich darf ich mir, trotz Ihrer anschaulichen Schilderung noch kein abschließendes Urteil über die Erkrankung bilden. — Das plötzliche Fernbleiben unseres Patienten von seiner Arbeit nach vorangegangener, fast übertriebener Pünktlichkeit — sein tagelanges, von ihm bestätigtes Herumirren, könnte einen Dämmerzustand vermuten lassen. — Ein Verkennen der Situation liegt jedenfalls vor. Wir wissen heute ja auch noch gar nicht, ob es bei dem bloßen, schließlich nicht gemeingefährlichen Wandertrieb geblieben ist oder ob uns allmählich nicht noch ganz andere bösere Geschichten zu Gehör kommen. Nun . . . das muß abgewartet werden. Ich hatte einmal einen, bis zu seiner Einlieferung durch den Bruder höchst ehrenhaften Herrn in Behandlung, der an eigentümlichen Veränderungen des Persönlichkeitsbewußtseins litt. Er bildete sich ein, Johannes der Täufer zu sein. Weshalb sollte sich da Ihr Schwiegersohn nicht als den Selbstmörder Friedrich Laßberg, dessen Anblick er ja sehr wohl unerwartet gehabt haben kann — dadurch erschüttert und geistig entgleist — empfinden?"

„Ich bin sicher, daß es sich bei ihm um solchen Dämmerzustand handelt, Herr Sanitätsrat," stimmte Krumbholz eifrig zu.

„Sicher . . .? O nein. Davon fühle ich mich noch weit entfernt. Nebenher muß man hier auch an den Benommenheits-Typus denken. Das Richtige herauszufinden, wird, so hoffe ich zuversichtlich, einer aufmerksamen ärztlichen Beobachtung unter Mitwirkung einer zuverlässigen Nachtwache, bald gelingen. Nun, ich darf Sie aber nicht länger mit diesen medizinischen Erwägungen behelligen. Sind Sie entschlossen, mir Ihren Kranken anzuvertrauen, Herr Krumbholz?"

„Ich bitte um seine baldmöglichste Aufnahme, Herr Sanitätsrat."

„Gut! Wünschen Sie zuvor meinen Besuch bei ihm oder wird er sich freiwillig — ich meine — ohne eine vielleicht doch nötige vorherige ärztliche Unterhaltung, hierher begeben . . ."

„Darüber bin ich mir nicht klar."

„Nun . . . ich schlage vor, daß ich ihn vorher aufsuche. Er muß diesen Weg als eine Art Rettung betrachten und ihn wenigstens nicht ungern einschlagen. Wahrscheinlich werde ich ihn in unser Haus für Gemütskranke, nebenan Nußbaum-Allee 38 unterbringen. Eines Attestes vom Kreisarzt bedürfen wir dazu nicht. — Sie wollen mir, bitte, Gelegenheit geben, Sie über meinen späteren Befund, am besten telefonisch — zu unterrichten. Denn Besuche kann ich in der ersten Woche nicht zulassen."

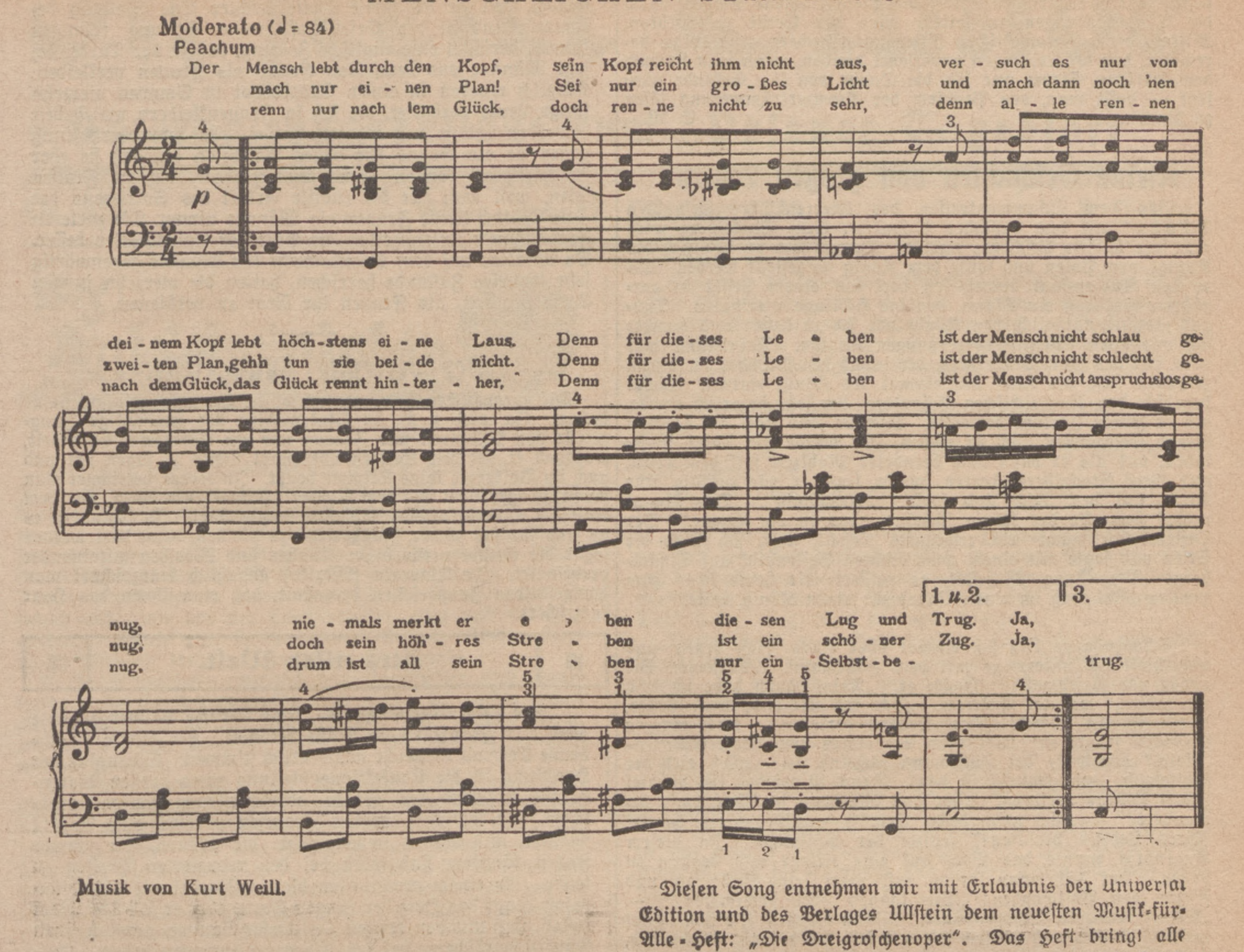
Der geschäftliche Teil der Unterredung war sehr schnell erledigt. P. A. Krumbholz bewies in diesem Punkt die denkbarste Großzügigkeit. Er zahlte sogleich für einen halben Monat voraus — sich zum Ersatz jedes etwa durch den Kranken verursachten Schadens, durch Unterschrift des vorgelegten Formulars, verpflichtend.

15.

Am Nachmittag desselben Tages zu einer Stunde, in welcher P. A. Krumbholz die Stieftochter in der Klinik beschäftigt wußte, führte er die ihm unaufschiebbar dünkende Unterredung mit Anita herbei. Nicht wie sonst, ließ er sie zu sich rufen. Heute wollte er den Anschein vermeiden, daß er mit ihr als der von Gottes und Rechts wegen mit der elterlichen Gewalt Betraute, zu reden habe. Deshalb suchte er sie in dem kleinen Wohnzimmerchen auf, das ihr die verstorbene Mutter mit alten Mahagonimöbeln — nach ihrer Meinung sehr behaglich, gemacht hatte. Anita empfand die mütterliche Fürsorge auch in diesem Falle so lächerlich wie rührend, hatte aber doch nicht gewagt, sich dagegen aufzulehnen. Nicht, weil sie ihrer Mutter eine Kränkung ersparen wollte, sondern, weil sie sich vor Ruths strafenden Blicken fürchtete. Im Laufe der Zeit trug sie nun die verschiedensten neuen Gegenstände herzu, die mit ihren übertrieben modernen Formen und Polsterungen in schreiendem Widerspruch zu Stil und Art der bereits vorhandenen standen.

(Fortsetzung folgt.)

LIED VON DER UNZULÄNGLICHKEIT MENSCHLICHEN STREBENS



Musik von Kurt Weill.

Diesen Song entnehmen wir mit Erlaubnis der Universal Edition und des Verlages Ullstein dem neuesten Musik-für-Alle-Heft: „Die Dreigroschenoper". Das Heft bringt alle beliebten Songs des erfolgreichen Werkes, ganz leicht spielbar für 90

Gold aus Eisen.

Ein moderner Alchimistentraum. — Die Geheimnisse des Atoms.

Ein neuartiges, großes Problem beschäftigt augenblicklich die Physik; ein Problem, dessen Lösung eine Umwälzung unseres Wirtschaftslebens mit sich bringen würde: Die Zertrümmerung des Atomkernes.

Das Atom galt bisher als das kleinste Teilchen der Materie und, wie man auf Grund der wissenschaftlichen Feststellungen annahm, als unteilbar, wie sein Name sagt. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte ergaben, daß die Behauptung unsachgemäß ist, denn das Atom ist durchaus nicht unteilbar, sondern besteht aus einem Atomkern und mehreren Elektronen, die den Atomkern umkreisen, wie die Planeten die Sonne. Der kleinste Teil der Materie ist also nach dem Stande der heutigen Wissenschaft das Elektron, das man als das „Atom der elektrischen Energie" bezeichnen kann.

Wie groß ist nun ein Elektron? Auch Vergrößerungsgläser von ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit sind nicht imstande, dem menschlichen Auge die kleinsten Kraftzellen sichtbar zu machen, denn auch die fortschrittliche optische Industrie kann nicht die Grenze überwinden, die der Sehkraft des Menschen durch die Wellenlänge des Lichts gesetzt ist. Professor Wien, der große deutsche Physiker und hervorragende Atomforscher, hat die Größe eines Elektrons auf ein dreimillionstel Millimeter berechnet. Das bedeutet den etwa 2000. Teil eines Wasserstoffatoms, das wiederum gleich einem quadrillionstel Gramm ist.

Eine weit größere Rolle als die negativen Elektronen spielt der positiv geladene Atomkern, denn er umschließt die ungeheuren elektrischen Energien, die ihm seine Dichte und Festigkeit verleihen. Auch von dem winzigen Ausmaß dieses Atomkerns vermag man sich kaum einen Begriff zu machen. Er verhält sich zu der Größe des gesamten Atoms etwa wie eine Erbse zum Inhalt des Kölner Doms, oder, nimmt man für ein Wasserstoffatom die Größe unseres Erdballs an, wie ein Körper von 18 Zentimetern im Vergleich zum Gesamtdurchmesser von 12 750 Kilometern. Zur Feststellung derartiger Zahlen, die der Wissenschaft notwendige Ergebnisse bringen, bedarf es selbstverständlich mathematischer Berechnungen und langwieriger Versuche mit Elektrizität.

Die Naturwissenschaft, unermüdlich bestrebt, den Geheimnissen der Schöpfung, dem Werden und Vergehen und den lebenerhaltenden Kräften auf die Spur zu kommen, erhofft von der Zertrümmerung des Atomkerns die Erschließung bisher ungeahnter Möglichkeiten. Denn bislang ist der Atomkern der Menschheit noch eine verschlossene Welt. Wohl sind Einwirkungen durch elektrischen Strom auf die äußeren Gebiete des Atoms, die Bahnen, in denen sich die Elektronen bewegen, möglich, aber im Gegensatz zu den äußeren Sphären des Atoms herrschen im Innern des Kerns ungeheure elektrische Kräfte, deren Zertrümmerung bisher noch nicht gelang. Eine Auflösung dieses Kerns, so glaubt die Wissenschaft, würde die Umwandlung eines Elementes in das andere ermöglichen. Der uralte Alchimistentraum von der Verwandlung unedler Metalle in Gold, ließe sich verwirklichen, und vor allem ließen sich riesige elektrische Kräfte nutzbar machen. Durch die Zertrümmerung zweier Zehnpfennigstücke — diese Vermutung wurde aufgestellt — würde eine Energie erzeugt, die sämtliche Fabriken der Welt eine Woche lang zu treiben imstande wäre.

Ein bedeutender Schritt auf dem Wege der Atomzertrümmerung gelang dem jungen russischen Forscher Kapitza. Nach seinen theoretischen Berechnungen ist zur Zertrümmerung eines Atom-

kerns die Einwirkung eines magnetischen Feldes von 100 000 Gauß (so heißt die Einheit der magnetischen Spannung) notwendig. Es gelang ihm, einen Elektromagneten von hervorragend starkem Magnetfeld zu konstruieren. Die Schwierigkeit besteht darin, elektrischen Strom von vielen tausend Ampère durch die Drahtwicklungen zu leiten, ohne das Gerät zu zerstören. Mittels eines automatischen Stromunterbrechers — Kapitza berechnete, daß die Leitungen unversehrt bleiben, wenn man sie auch dem stärksten Strom nur für die Dauer von 1/100 Sekunde aussetzt — hofft man, das Problem der Atomzertrümmerung lösen zu können. E. W.

Kleine Geschichten von großen Leuten.

Von dem Zusammentreffen des österreichischen Gesandten Thugut mit dem russischen Gesandten Graf Stackelberg wird eine sehr hübsche Geschichte erzählt. Thugut kam an den Hof des Königs von Polen und sollte dem König vorgestellt werden. Als er den Audienzsaal betrat, saß dort auf einem Sessel in vornehmer Haltung ein Mann, den die Höflinge umringten. Thugut glaubte natürlich, den König vor sich zu haben und wandte sich mit allen Ehrfurchtsbezeugungen an ihn. Der Mann war aber nur der Graf Stackelberg, der jedoch den Besucher in seinem Glauben ließ, bis dann auf einmal der König eintrat. Dieser begrüßte den österreichischen Gesandten, der sehr ärgerlich wurde, als er seinen Irrtum bemerkte. Doch er fand noch am gleichen Abend Gelegenheit, sich zu rächen. Er wurde zur Tafel eingeladen, und als er dann nach beendeter Mahlzeit mit dem König und Graf Stackelberg Karten spielte, legte er wie zufällig eine Karte auf den Tisch und sagte: „Kreuzkönig". „Das stimmt nicht," bemerkte der König lächelnd, „das ist ein Bauer." Der Oesterreicher machte ein erstauntes Gesicht, strich sich über die Stirn und sagte mit einem ganz leichten Seitenblick auf Stackelberg: „Verzeihung, Majestät, es passiert mir heute schon zum zweiten Mal, daß ich einen Bauer für einen König halte."

*

Schopenhauer ließ sich einmal über einen Fluß setzen und unterhielt sich unterwegs mit dem Fährmann. „Verstehen Sie etwas von Arithmetik?" fragte er. „Nein, davon habe ich noch nie gehört," war die Antwort. „Das tut mir leid, mein Bester, damit ist ein Viertel Ihres Lebens verloren." Nach einigen Minuten fragte er: „Verstehen Sie etwas von Geometrie?" — „Nein," erwiderte der Fährmann lächelnd. — „O," rief der Philosoph, „wie traurig ist das! Dann ist wieder ein Viertel Ihres Lebens verloren. Aber sind Sie denn in Astronomie bewandert?" — „Ach nein, bester Herr!" — „Wieder ein Viertel Ihres Lebens verloren!" seufzte der Philosoph. In diesem Augenblick rannte das Boot auf eine Klippe und begann zu sinken. Der Fährmann sprang auf, warf seine Jacke ab und fragte den Philosophen: „Sie können doch schwimmen?" — „Nein," erwiderte Schopenhauer. „Dann klettern Sie schnell auf meinen Rücken und halten sich gut fest, denn sonst, fürchte ich, sind alle vier Viertel Ihres Lebens auf einmal verloren!"

*

Der berühmte Bauchredner Alexander hielt sich einmal an einem Badeort im Süden auf. Eines Tages setzte sich ein Engländer an seinen Tisch, ohne ihn zu begrüßen. Alexander ärgerte sich über die Unhöflichkeit des Engländers so, daß er ihm eine Lektion zu erteilen beschloß. Er rief seinen Pudel und ließ ihn sich auf den dritten Stuhl am Tisch setzen. Dann bestellte er bei dem Kellner zwei Paar Würstchen. „Für mich auch zwei," rief der Pudel. Der Engländer starrte den Hund verblüfft an, sah dann seinen Herrn an und fragte interessiert: „Darf ich fragen, ist das Ihr Hund, der so sprechen kann?" — „Ja, das ist mein Hund," erwiderte Alexander. — „Wieviel kostet er?" — „Ich bin nicht zu verkaufen," erklärte der Hund energisch. — Aber der Engländer blieb halsstarrig. Er wollte unbedingt das Tier kaufen. Schließlich legte er zweitausend Kronen auf den Tisch. „Gut, für diesen Preis gehört der Hund Ihnen," sagte Alexander. „Sehr gut," entgegnete der Engländer erfreut, „in Zukunft kann der Hund für mich sprechen. Von heute ab sage ich kein Wort mehr." „Ich auch nicht," erklärte der Pudel, und er hielt Wort.

Lynchjustiz in Amerika.

Eine Art der Selbstjustiz, die für unsere europäischen Verhältnisse erschreckend grausam scheint, ist das Lynchsystem, das man in Amerika schon lange kennt. Es rührt wohl als ein letzter Ueberrest aus den amerikanischen Kolonialzeiten her, da sich die entlegenen Gemeinden auf diese Weise ihrer Schädlinge entledigten. Seit 1882 führt man über diese Vorfälle eine genaue Statistik. Es sind seitdem 4951 Personen gelyncht worden. 3513 davon waren Neger. 3672 der Fälle haben sich in den zehn südlichsten Staaten von Amerika ereignet. Diese Statistik stammt aus einer Veröffentlichung der nationalen Vereinigung für die Förderung der Farbigen in Amerika. Im Weltkriege kämpften die Neger Schulter an Schulter mit den weißen Soldaten, aber schon 1919, als der Krieg zu Ende war, wurden wieder zehn Neger, die noch die Uniform der amerikanischen Armee trugen, gelyncht.

Männer in Frauenkleidern.

Als Pendant zur Affäre des „Obersten" Barker in London, jener Frau, die, wie sie sagte, deshalb Männerkleider anzog, weil sie auf diese Weise leichter eine Stellung bekommen und in der Gesellschaft mehr Geltung erlangen konnte, berichtet eine englische Zeitung, daß in der Türkei sich jetzt Männer aus demselben Grund als Frauen verkleiden. Kürzlich wurden in einem Tabakdepot in Smyrna vierzehn junge Leute verhaftet, die sich in Frauenkleidern um Arbeit beworben und sie auch erhalten hatten. Bei ihrer Verhaftung gaben sie als Grund für dieses Auftreten an, daß sie eher Beschäftigung fänden, wenn man glaubte, daß sie Frauen seien, weil man für die subtile Arbeit des Sortierens der Tabakblätter lieber Frauen als Männer nimmt. Die zarteren Frauenhände unterscheiden die Güte der Tabakblätter besser. Da überdies auf dem Arbeitsmarkt für Männer gegenwärtig sehr traurige Zustände herrschen, hatten die vierzehn jungen Leute versucht, als Frauen ihr Brot zu verdienen.

Der verfemte Junggeselle.

Die europäischen Junggesellen wissen gar nicht, wie gut sie es haben. So wird z. B. in Hinterindien der hartnäckige Junggeselle von Männern und Frauen wie ein Verbrecher behandelt, während er bei den Kaffern überhaupt nichts zu sagen hat und auch im Volksrate keine Stimme besitzt. In Korea bezeichnet man einen Junggesellen mit dem Namen „Yatow", ein Wort, mit dem man ein unverheiratetes Mädchen kennzeichnet. In China ist es an und für sich schwer, Junggeselle zu bleiben, denn dort werden sogar die Geister verstorbener Knaben und Mädchen miteinander verheiratet. In Tlascala (Mexiko) schließlich kennzeichnet man hartgesottene Junggesellen dergestalt, daß man ihnen das Haar kurz schert.

Aus aller Welt.

Der Trick eines Gauners. Eine köstliche Gaunergeschichte wird aus Frankfurt am Main berichtet. Sie dürfte manche brave Ehefrau vielleicht nachdenklich stimmen. Schauplatz der Handlung ist die Konfektionsabteilung eines großen Warenhauses während der gerade abgeschlossenen Saisonausverkäufe. Ein hübsches, adrettes Frauchen probiert eine Anzahl Mäntel, und wie es immer geht, die Mäntel, die Gnade finden könnten, sind selbst bei den reduzierten Preisen zu teuer. An einem prachtvollen blauen Mantel mit Chinchillabesatz hängt das Herz der jungen Frau, aber er soll 150 Mark kosten, und nur den dritten Teil dieser Summe, nämlich einen Fünfzigmarkschein, hat der Ehemann springen lassen. Gutmütig, mitfühlend und verständnisvoll hört die Verkäuferin die ihr durchaus nicht neuartigen Klagen an, aber sie kann leider nicht helfen. In diesem Augenblick tritt ein eleganter, älterer Herr, der Zeuge der Verhandlungen war, an die unglückliche Käuferin heran und sagt: „Ich bin ein alter Junggeselle, der ohne jede schlimme Nebenabsicht einem Mitmenschen gern eine Freude macht und dem auch die Mittel zur Verfügung stehen, zu diesem Zweck hundert Mark zu opfern. Darf ich Ihnen die Restsumme zur Verfügung stellen?" Die junge Frau ist zuerst perplex, dann etwas mißtrauisch befangen. Der alte Herr lächelt mild. „Kämpfen Sie Ihre Bedenken nieder," sagt er, „und trinken Sie mit mir im Erfrischungsraum eine Tasse Tee, dort will ich Ihnen unauffällig die fehlende Summe zur Verfügung stellen." Wenige Minuten später erhält der Kavalier von der Dame den Fünfzigmarkschein und schiebt zwei Hundertmarkscheine in ihre Handtasche. Dann verschwindet er diskret, um die Dame nicht übermäßig lange zu kompromittieren. Glückstrahlend eilt sie in die Konfektionsabteilung hinab, kauft den Mantel und erfährt an der Kasse, daß die zwei Hundertmarkscheine ganz plumpe, schlecht gemachte Fälschungen sind. Den „Kavalier" sucht jetzt die Kriminalpolizei, der Gatte der niedlichen jungen Frau sucht aber das geschwundene Vertrauen.

Fröhliche Ecke.

„Ihre Gattin wirft Ihnen immer vor, daß sie Ihnen zehn Millionen in die Ehe mitgebracht habe."
„Das stimmt. Wir haben im Jahre 1923 geheiratet."

Er: „Ist es nicht merkwürdig, daß die größten Dummköpfe die schönsten Frauen haben?" — Sie: „O, du Schmeichler!"

Käufer: Ist der Hund auch treu?"
Verkäufer: „Und ob, schon elfmal hab' ich ihn verkauft, und jedesmal ist er wieder zu mir gekommen."

Im Aerger: Ein bißchen dumm ist niedlich, aber du bist zu niedlich.